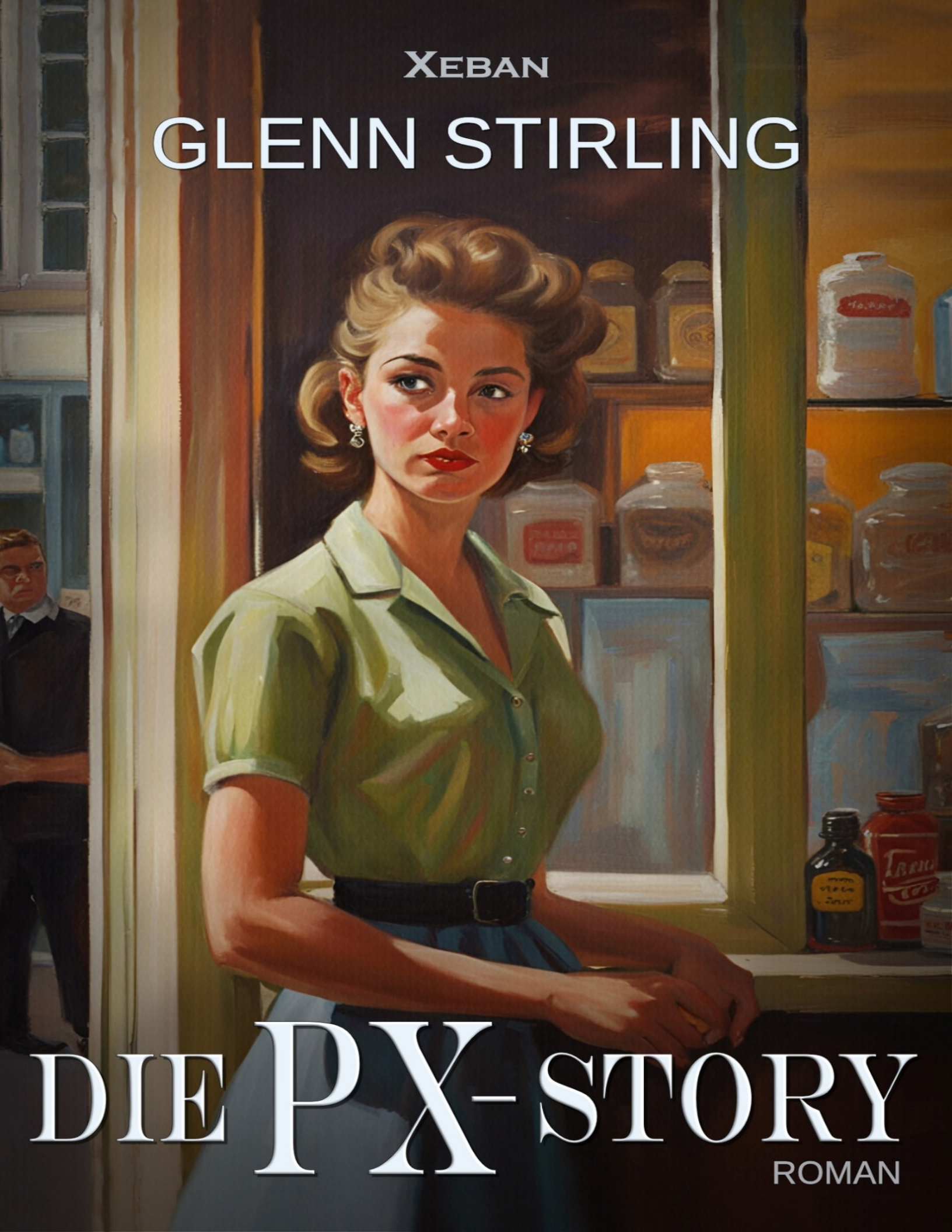


XEBAN

GLENN STIRLING

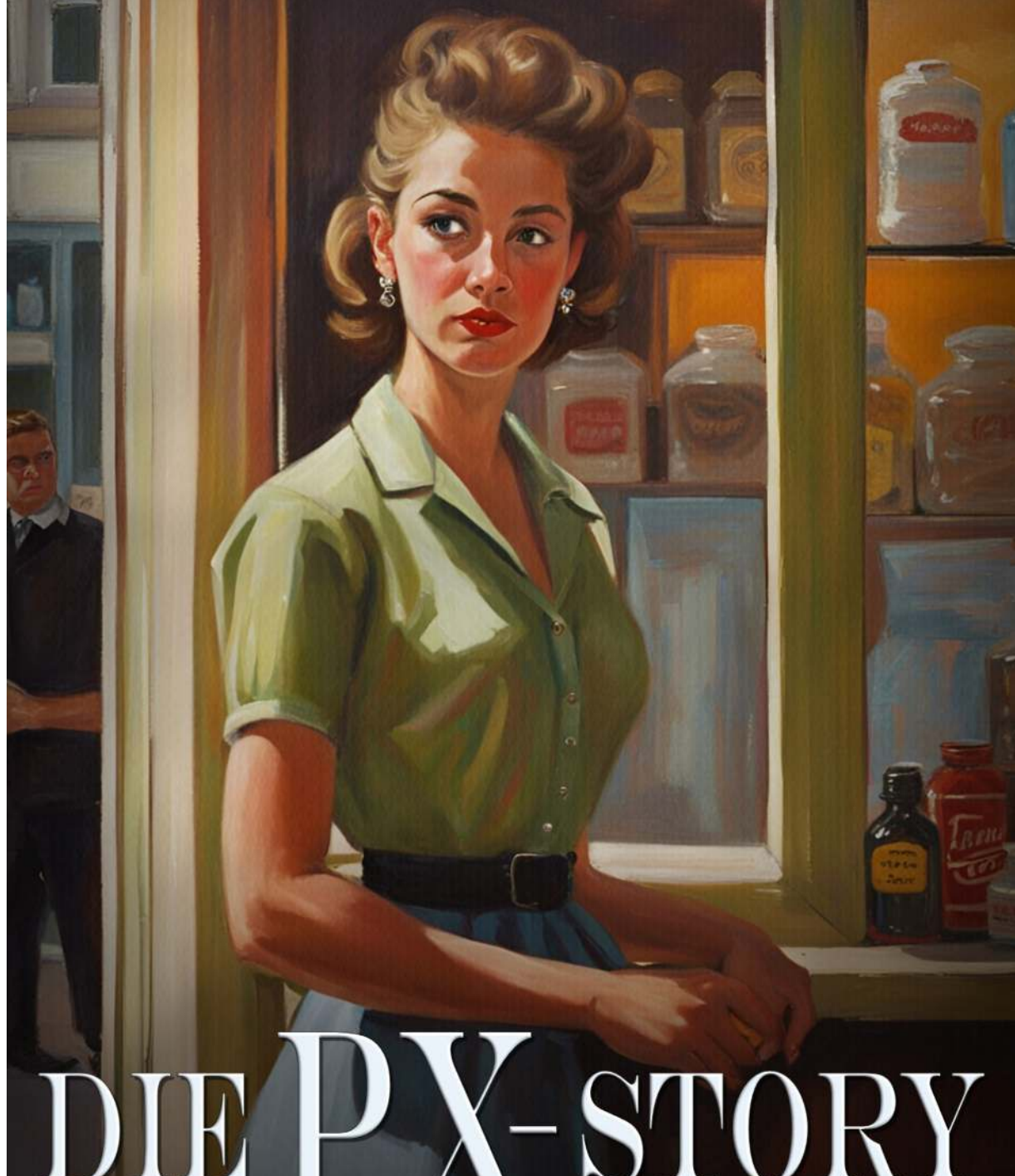


DIE PX-STORY

ROMAN

XEBAN

GLENN STIRLING



DIE PX-STORY



Glenn Stirling

Die PX-Story

Roman

XEBAN-VERLAG

Impressum

Neuausgabe

Copyright © by Authors

© Copyright dieser Lizenzausgabe by XEBAN-Verlag.

Verlag: XEBAN-Verlag: Kerstin Peschel, Am Wald 67, 14656 Brieselang; info@xebanverlag.de / www.xebanverlag.de

Lizenzgeber: Edition Bärenklau / Jörg Martin Munsonius
www.editionbaerenklau.de

Cover: © Copyright by Steve Mayer, nach einem Motiv von eedebee (KI), 2026

Korrektur: Roland Heller

Alle Rechte vorbehalten!

Das Copyright auf den Text oder andere Medien und Illustrationen und Bilder erlaubt es KIs/AIs und allen damit in Verbindung stehenden Firmen und menschlichen Personen, welche KIs/AIs bereitstellen, trainieren oder damit weitere Texte oder Textteile in der Art, dem Ausdruck oder als Nachahmung erstellen, zeitlich und räumlich unbegrenzt nicht, diesen Text oder auch nur Teile davon als Vorlage zu nutzen, und damit auch nicht allen Firmen und menschlichen Personen, welche KIs/AIs nutzen, diesen Text oder Teile daraus für ihre Texte zu verwenden, um daraus neue, eigene Texte im Stil des ursprünglichen Autors oder ähnlich zu generieren. Es haften alle Firmen und menschlichen Personen, die mit dieser menschlichen Roman-Vorlage einen neuen Text über eine KI/AI in der Art des ursprünglichen Autors erzeugen, sowie alle Firmen, menschlichen Personen, welche KIs/AIs bereitstellen, trainieren um damit weitere Texte oder Textteile in der Art, dem Ausdruck oder als Nachahmung zu erstellen; das Copyright für diesen Impressumstext sowie artverwandte Abwandlungen davon liegt zeitlich und räumlich unbegrenzt beim XEBAN-Verlag. Hiermit untersagen wir ausdrücklich die Nutzung unserer Texte nach §44b Urheberrechtsgesetz Absatz 2 Satz 1 und behalten uns dieses Recht selbst vor. 13.07.2023

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

[Das Buch](#)

[Die PX-Story](#)

[1. Kapitel](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[12. Kapitel](#)

[13. Kapitel](#)

[14. Kapitel](#)

[15. Kapitel](#)

[16. Kapitel](#)

[17. Kapitel](#)

[18. Kapitel](#)

[19. Kapitel](#)

[20. Kapitel](#)

[21. Kapitel](#)

[22. Kapitel](#)

[23. Kapitel](#)

[24. Kapitel](#)

[25. Kapitel](#)

[26. Kapitel](#)

[Kurz-Vita des Autors](#)

[Eine kleine Auswahl der Romane von
Glenn Stirling](#)

Das Buch



Die meist nur unter ihrer Abkürzung »PX« bekannten Läden mit amerikanischem Angebot im Besatzungs-Deutschland sind für die US-Soldaten ein Stück Heimat auf deutschem Boden – und für alle Berechtigten ein Schlaraffenland der Nachkriegszeit. Die Kunden sind Amerikaner – die Verkäuferinnen Deutsche. Sie leben tagsüber im Wunderland, diese Mädchen hinter dem Ladentisch.

Was war selbstverständlicher, als dass sie abends mit einem GI, einem Sergeanten, einem Colonel ausgingen ...

Da ist Elisabeth, »verlobt« mit Major Watson, dessen Frau auf dem Weg nach Deutschland ist ...

Da ist Marlene, die besonders die Afroamerikaner unter den GIs so nett findet ...

Da sind noch andere, die dem Leben die besten Seiten abgewinnen wollen ... und da ist auch Karin, die Schallplattenverkäuferin, sehr jung, in Allem sehr unerfahren, auch im Umgang mit den Männern. Sie kann mit ihrem Freund Sid kein Lokal besuchen, ohne brutal in die Realität gestoßen zu werden ... und doch lebt gerade sie in einer Welt bitterer Illusionslosigkeit einer scheuen, zarten und glücklichen Liebe.

Die PX-Story

Roman von Glenn Stirling

1. Kapitel

Als sie an dem Posten vorbei zum Parkplatz einbogen, fiel ihm ein, dass er seinen Dienstmantel bei Elisabeth gelassen hatte. *Verdammt*, dachte er, *und jetzt werde ich gar nicht gleich Zeit haben, ihn abzuholen*. Er merkte, dass er ein wütendes Gesicht machte, und ehe er sich seiner Frau wieder zuwandte, versuchte er zu lächeln.

»Here we are, darling«, sagte er, und seine Stimme klang kratzig, »welcome in Germany.« Aber dann erinnerte er sich, dass er das schon vor einer Stunde am Bahnhof gesagt hatte. Er brachte den Wagen zum Stehen und legte ein paar Sekunden lang die Hand auf das Knie seiner Frau. Sie hatte den ganzen Weg hierher noch kein Wort gesprochen, und er wusste, auch ohne sie anzusehen, dass sie nahe daran war zu weinen.

»Es wird dir schon gefallen«, sagte er, »ich bin verdammt sicher, dass es dir gefällt. Die meisten wollen gar nicht mehr weg von hier!«

Er wollte noch weiterreden, irgendetwas, weil ihm seine Frau nach den drei Jahren, in denen er sie nicht gesehen hatte, fremder war als irgendein Mädchen, das man nachts in den Straßen der Stadt ins Auto laden konnte, um mit ihr an einer dunklen Ecke haltzumachen und sie dann nachher mit zehn Mark mehr im Handtäschchen wieder fortzuschicken, und weil man schließlich irgendwie über diese Fremdheit hinwegkommen musste, aber seine Frau hatte schon die Wagentür geöffnet, und aus den riesigen

Lautsprechern auf dem Dach des Kaufhauses dröhnte es ihnen, von unsichtbaren Chören gesungen, entgegen: »Oh come, all ye faithful ...«

»Oh well ...«, sagte er und strich ihr über den engen Rock, wo sich der Oberschenkel abzeichnete, dann lachte er ein bisschen verlegen, zog den Zündschlüssel ab und half ihr aus dem Wagen. Und während sie zusammen die breite, vielstufige Treppe unter dem weit ausladenden, von schrägen Säulen gestützten Vordach hinaufstiegen, legte er den Arm um ihre Schultern. *I'll be damned*, dachte er. Es war doch alles ziemlich schwierig. Aber trotzdem war er sicher, dass es schon gut gehen würde. Und Elisabeth war ein vernünftiges Mädchen, sie würde es einsehen ...

Mrs. Watson, Gloria Watson, war achtundzwanzig Jahre alt, und vor genau neun Jahren hatte sie diesen Mann, der eben den Arm um sie legte, geheiratet. Er war inzwischen vom Leutnant zum Major befördert worden, und die Freundinnen aus Tipton, Indiana, der kleinen Stadt, aus der sie stammte, beneideten sie, aber eigentlich hätte er schon seit einer Weile Oberstleutnant sein müssen. Sie hatte jedenfalls schon damals, vor drei Jahren, als er nach Deutschland geschickt wurde, damit gerechnet. Sie hätte mit ihm gehen können, aber zuerst hatte sie nicht gewollt. Deutschland – da war alles kaputt, und die Leute waren Nazis. Dann hatte Dicky, ihr einziger Sohn, der nächsten Monat sieben Jahre alt wurde und jetzt müde von der anstrengenden Fahrt unter der Obhut eines gewissenhaften Zimmermädchens im Hotel schlief, gekränkelt, und dann,

als sie sich endlich doch entschlossen hatte, zu ihrem Mann nach Deutschland zu gehen, hatte sie in New York bei einem Lunch der Offiziersfrauen kurz vor ihrer Abfahrt Mrs. Donelly getroffen.

»Wir werden Dicky hierherbringen, wenn er ausgeschlafen hat«, sagte Major Watson und blieb vor den lebensgroßen buntbemalten Pappfiguren der Heiligen Familie stehen, die am Eingang des Kaufhauses zusammen mit Ochs, Esel, Schaf und papierenen Palmen aufgebaut waren.

»Ja«, sagte Mrs. Watson. Sie glaubte plötzlich auch, dass alles noch gut werden würde, und es war vielleicht überhaupt besser, dass sie noch nicht darüber gesprochen hatten.

Drinne, an der Eingangssperre, wollte ein kleiner, sich wichtig vorkommender Mann ihre Ausweise sehen.

»Es ist meine Frau, sie ist eben erst angekommen«, sagte Major Watson, »sie hat noch keine Rationskarte.« Und nach einem Blick auf seine Rangabzeichen antwortete der kleine Mann beflissen: »O. K., Sir, she can come in.« Es war schlecht gesprochenes Englisch, und es klang, als ob er dazu strammstehen würde; er schien ganz durchdrungen von der Würde seines verantwortungsvollen Postens.

»Wer ist der Mann?«, fragte Mrs. Watson, als sie weitergingen. »Verlangen sie hier, dass man einem Deutschen seinen Ausweis zeigt?«

Aber ihr Mann antwortete nicht. Sie waren jetzt bei den Verkaufstischen angekommen, und sie merkte, dass er sich

schnell nach allen Seiten umsah.

Dann blieb er mit ihr vor der gläsernen Vitrine stehen, in deren flimmerndem Neonblau zarte Nylonwäsche wie bunter Schaum leuchtete. Seine Hand lag wieder mit leichter Beschützergeste auf ihrem Rücken. »Ich möchte dir das erdbeerrote Nachthemd schenken«, sagte er. »Es müsste gut zu deinen Haaren passen!« Er sah sie an, als ob sie allein in einem Schlafzimmer wären. Mrs. Watson lächelte unsicher. Aber das Lächeln grub schnelle Furchen um ihren Mund und die Augenwinkel.

Auch die Verkäuferin lächelte. Sie hatte eben noch im Hintergrund mit einer Kollegin geflüstert, dann war sie mit den Schritten eines beleidigten Mannequins hüftenschaukelnd nach vorn gekommen, wobei sie mit geschicktem Griff ihren Pullover zurechtgezogen hatte. Und nun lächelte sie. Ihr gelbrot geschminkter Mund öffnete sich wie eine dieser großen obszönen Blumen, von denen man weiß, dass sie sich vom Fleisch angelockter Insekten nähren, und ihre Augen unter den schwarzblauen, von zu viel Tusche steifgewordenen Wimpern glitzerten unverschämt.

»Ich werde es einpacken«, sagte sie, und ihre Stimme klang flach, hell und dumm wie die Stimme einer Vierjährigen. Während der Major das Geld in die ausgestreckte Hand der Verkäuferin zählte, sah Mrs. Watson rasch zwischen den beiden hin und her.

Es war unmöglich zu glauben, dass es diese hier sein könnte, dachte sie, während sie auf die blasse großporige

Haut, die blaugemalten Augenränder und die hennaroten Haare starrte. Dieses Mädchen hier sah aus wie eine Dirne, wie ein ›Streetwalker‹. Aber eigentlich wusste Mrs. Watson gar nicht, wie solche Mädchen aussahen, die ihren Lebensunterhalt dadurch verdienten, dass sie ihren Körper verkauften. In der kleinen frommen Stadt in Indiana hatte es keine ›Strich-Damen‹ gegeben. Jedenfalls wusste man von keiner. Und es wäre auch unmöglich gewesen, mit irgendjemand dort über so etwas zu sprechen. *Aber man fühlt es doch*, dachte Mrs. Watson, *irgendwie spüre ich 's*.

Es könnte auch diese da sein, dachte sie dann, und sah einer schlanken schwarzhaarigen Verkäuferin nach, die dicht an ihnen vorbeigegangen war. Ihr ungewöhnlich voller, hoher Busen straffte die tiefausgeschnittene Bluse, und ihr schönes Gesicht hatte die hochmütige Dummheit eines Pin-up-Girls. Oder die zarte braunlockige Frau, die am nächsten Tisch bei den Babysachen bediente? Sie trug eine amerikanische Nylonbluse ...

Mrs. Watson sah ihren Mann an. Aber sein Gesicht war unverändert. Er lächelte noch immer ein bisschen, während er wieder den Arm um ihre Schultern legte. »Mal sehen, was sie noch für dich haben«, sagte er. Und ein paar Sekunden lang überließ sie sich der Geborgenheit seiner Führung. Aber dann war plötzlich wieder Mrs. Donellys Stimme in ihren Ohren.

Mrs. Donelly, deren Mann, Colonel Donelly, eine Zeitlang Major Watsons Vorgesetzter in Deutschland gewesen war. Mrs. Donelly war damals, in New York, nach dem Lunch zu

ihr gekommen. »Liebste«, hatte sie gesagt, und die grüne Feder an ihrem grünsamtenen Hut hatte vor Erregung gezittert, »Liebste ... man muss Sie vorbereiten ... Ihr Mann, Major Watson ... es wurde im Kirchenchor – ja«, hatte sie sich selbst unterbrochen, »wir hatten drüben in Deutschland einen kleinen, aber ausgezeichneten Kirchenchor, und ich selbst« (bescheidenes Lächeln) »habe zweimal das Ave-Maria von Gounod gesungen – es wurde im Kirchenchor davon gesprochen, dass Ihr Mann ... er soll dieser Verkäuferin sogar die Ehe versprochen haben!«

Mrs. Watson stockte. Sie fühlte plötzlich alle Blicke wie Hände auf sich liegen.

»Wir werden dir einen neuen Mantel kaufen«, sagte ihr Mann. Aber sie wollte keinen neuen Mantel. Sie wollte nur, dass diese Menschen hier aufhörten, sie anzustarren. Diese Mädchen mit ihrem versteckten Lächeln, das ihr verriet, dass sie alle mehr über ihren Mann wussten als sie selbst. Sie sollten das nicht, sie sollten aufhören ... Eine Sekunde lang spürte sie, dass sie nahe daran war, zu schreien und der am nächsten stehenden Verkäuferin ins Gesicht zu schlagen.

»... Man hat ihn fast täglich morgens aus ihrem Haus kommen sehen«, hatte Mrs. Donnelly gesagt, ihre grüne Feder hatte gezittert, und die Strasssteine im Schleier ihres Hütchens hatten sanft aus den silbergrauen, zartlila getönten Locken geschimmert.

Und plötzlich wusste Mrs. Watson, dass es doch die Rothaarige war, mit den blauschwarzen, steifgetuschten

Wimpern. »... fast täglich morgens aus ihrem Haus ...« Deshalb hatte sie so unverschämt gelächelt, als sie das Nachthemd einpackte. Und es schien ihr gar nichts auszumachen. Nur eine Hure konnte das.

»Ich möchte keinen Mantel«, sagte Mrs. Watson und sah zurück nach der Wäscheabteilung, »nicht heute ...« Ihr Gesicht war sekundenlang hart und uralt, aber dann, als sie sich wieder zu ihrem Mann wandte, lächelte sie. »Ich bin müde.« Sie wunderte sich, dass sie so reden konnte, mit sanfter Stimme und einem Klang, der Wünsche versprach, die sie gerade jetzt nicht im Geringsten verspürte. Es geschah ganz gegen ihr Gefühl und war nichts weiter als vernünftig.

Wieder lächelte sie ihren Mann an, mit etwas geöffnetem Mund und sehnsüchtigen Augen, während sie daran denken musste, dass das Mädchen, dieses Mädchen, mit dem er nun schon seit zwei Jahren schlief, dass dieses Mädchen eine Dirne war.

Eine Dirne!

Und sie war nicht einmal schön. *Das ist eigentlich das Schlimmste*, dachte sie, *dass er so einen schlechten Geschmack hat!*

Aber immer noch lächelte sie und presste ihren festen kleinen Busen gegen seinen Arm. »Let's go, Bob, darling ... ich bin so müde ...«

Er drückte ihren Arm. Dann sah er sich um. »I'll be damned«, murmelte er und wunderte sich, dass es ihm vorhin noch nicht aufgefallen war, wie gut sie aussah. Die

Schuhe mit den hohen dünnen Absätzen an den schmalen Füßen, die langen hohen Beine und die knappe Jacke ... »Bist du sehr müde?« fragte er.

Sie nickte langsam, während sie zum Ausgang zurückgingen, und sie bemühte sich, die Rothaarige zu übersehen.

»Du musst das neue Nachthemd anziehen«, sagte er und stellte sich vor, wie sie darin aussehen würde. *Ich will verdammt sein*, dachte er, *schließlich ist sie meine Frau, wer will mir verbieten, mit meiner Frau zu schlafen, noch dazu, wo ich das seit drei Jahren nicht mehr getan habe?* Er legte wieder den Arm um ihre Schultern, aber diesmal zog er sie so an sich, dass sich ihre Schenkel beim Gehen streiften. Elisabeth musste einsehen, dass er nicht gleich am ersten Tage davon anfangen konnte.

Eine Dirne, dachte Mrs. Watson und erwiderte den Druck seines Schenkels, *wer weiß, ob er überhaupt gesund ist ...*

Als sie am Ausgang ankamen, sah sich der Major noch einmal um, aber Elisabeth war nirgends zu sehen. Sie schien heute überhaupt nicht da zu sein, er hatte doch schon vorhin, als sie hereingekommen waren, sehr sorgfältig aufgepasst. Einen Augenblick lang überlegte er, ob vielleicht etwas passiert sein könnte. Er fuhr mit zwei Fingern zwischen Hals und Kragen seines Uniformhemdes.

»Oh come, let us adore him«, dröhnten die Lautsprecher draußen, es war die letzte Strophe, »O lasset uns anbeten ...« Major Watson sah auf seine Frau, die noch immer lächelte, und er seufzte erleichtert. Es war natürlich

viel besser so. Und warum sollte eigentlich etwas passiert sein? Elisabeth war doch ein vernünftiges Mädchen.

2. Kapitel

Auf der Treppe kam ihnen die Detektivin entgegen. Sie knöpfte ihren Mantel auf, bevor sie das Kaufhaus betrat, und zu dem kleinen Mann am Eingang sagte sie nur: »Wie immer!« und zuckte ein bisschen mit den Schultern. Sie hatte aufgehört, irgendwo die Schuld für ihre ewigen Verspätungen zu suchen. Es war wohl ihr Schicksal, und man musste es hinnehmen.

Sie wusste, dass der kleine Mann nicht wagen würde, etwas Tadelndes zu sagen. Er lächelte nur ein bisschen säuerlich, aber im Weitergehen bemerkte sie, dass er verstohlen auf seine Uhr sah.

Die Detektivin war beinahe fünfunddreißig Jahre alt, und eigentlich hatte sie, obwohl sie schon die seltsamsten Berufe ausgeübt hatte, noch nie irgendetwas getan, das sie für ihren jetzigen Beruf prädestiniert hätte, es sei denn, man ließe gelten, dass sie lange Jahre die Freundin eines amerikanischen Obersten war und auch recht gut Englisch sprach. Jetzt ging sie zwischen den Verkaufstischen entlang, und dieser undefinierbare Kaufhausgeruch, diese Mischung aus Seife, Lebensmitteln und Parfüms, aus Autoreifen und Lederwaren, wozu eine nie richtig funktionierende Entlüftungsanlage auch noch Braten- und Fischgerüche aus der ein Stockwerk tiefer liegenden Snackbar brachte, ließ sie sehnsüchtig an die winterlich klare, kalte Luft draußen denken, die nach Schnee

geschmeckt hatte, der irgendwo in den Bergen gefallen sein mochte.

»Let this year's Christmas be your most exciting one!«, las sie auf einem großen roten, mit weißer Watte und Glitzerstoff beschneiten Transparent, das der Dekorateur wohl gestern Abend noch aufgehängt hatte, und plötzlich hatte sie gar keine gute Laune mehr. »The most exciting Christmas ...« Konnten sie nicht mal Weihnachten in Ruhe lassen, musste sogar das noch aufregend sein? Es würde tatsächlich nicht mehr lange dauern, und sie würden der heiligen Maria aus bunter Pappe, draußen vor der Tür, statt des Jesuskindes ein Schild in die Hand geben: »You too can have lovely and beautiful hands like the holy Virgin, if you use so and so's wonderful whitening and soothing handlotion!«

Sie sah sich um. Im falschen Tageslicht der gelben, blauen und rosa Leuchtröhren glitzerten brillantene Hochzeitsringe neben dreifach geschlungenen Halsketten aus haselnussgroßen bunten Glasperlen. Weiße Ladies trugen das - zu hemdenartigen Baumwollswatern und Bridge-Partys. »The special gift for your beloved!«

Am nächsten Tisch wetteiferten schiefe Türme von Pisa aus echt italienischem Alabaster, die Fenster mit rosa Papier ausgeklebt, mit original-norwegischen Glasfischen, die kopfstehend eine Kerze auf dem Schwanz trugen. Und buntgestickte Bilder gab es, in Empire-Rahmen, mit Blumen und Paradiesvögeln direkt aus England, handmade, oder ein Teeservice, dessen Tassen deutsche Bauernköpfe

darstellten, mit roten Nasen und vergnügt-idiotisch blinzelnden Triefäuglein. »Thrill your sweetheart at home with a gift from Europe!« Und die Teekanne war ein richtiges Schwarzwaldhaus mit porzellanenem Strohdachdeckel.

»Das Unglaubliche ist, dass sie Geld dafür ausgeben«, sagte die Detektivin im Vorbeigehen zu einer schwarzhaarigen Verkäuferin. Die nickte nur und zupfte, während sie sich in einem der Spiegelpfeiler betrachtete, an den Löckchen ihrer Dandy Frisur. »Dreizehn Dollar fünfzig, das Teeservice«, sagte sie, »aber hier ...« Sie kam nach vorn. »Haben Sie das schon gesehen, Klosettpapierhalter mit Musik, drei Dollar fünfundsiebzig, mein Hauptschlager!«

Sie drehte an dem weißen, mit blauen Vergissmeinnicht bemalten Papierhalter. Ein dünnes Spieldosenstimmchen zirpte eine Melodie. Mozart? ... Die Verkäuferin sah schnell auf die Rückseite. »Das ist aus ... ›Figaro‹«, sagte sie, »aber ich hab auch noch den ›Dritten Mann‹ oder ›G'schichten aus dem Wienerwald‹!«

»Danke ... das reicht mir für heute«, sagte die Detektivin und ging weiter nach hinten in den Raum neben der Toilette, wo jeder Angestellte seinen eisernen Spind hatte, um endlich ihren Mantel aufzuhängen. *Vielleicht ist es dumm*, dachte sie, als sie kurze Zeit darauf in der Bekleidungsabteilung im Zwischenstock auf und ab ging. Vielleicht sollte man nicht so tierisch ernst sein. Mozart auf dem Klosett – man sollte darüber lachen können. Nach

Weihnachten werden mindestens fünfzig Prozent aller amerikanischen Familien diese Arie aus Figaros Hochzeit kennen. Schon wieder etwas für die Kultur getan! Wenn sie nur nicht verlangten, dass man sie auch noch dafür bewundert ...

»Sie sehen aus, als wäre Ihnen schlecht«, sagte eine langsame, breite Stimme.

Die Detektivin sah auf. »Das kann schon sein«, sagte sie, »hoffentlich geht es Ihnen besser.«

»Mir?« Das Mädchen mit der langsamen, breiten Stimme runzelte die Stirn. Es hatte eine schöne, hohe Stirn und seltsam weiße, durchsichtige Haut. *Anämie*, dachte die Detektivin, *aber das sollte mich nicht wundern*.

»Mir geht es gut«, sagte das Mädchen und zog die großgeschwungenen Augenbrauen hoch. Es hatte schwarze Augenbrauen und rotblonde Haare und einen sehr schönen, herben, großlippigen Mund.

»Und John? Geht es ihm auch gut?«, fragte die Detektivin.

»John?« Auf der weißen, durchsichtigen Haut erschienen große rote Flecke, die aussahen wie ein Ausschlag. »John geht es gut. Warum sollte es ihm nicht gutgehen?« Die letzten Worte kamen stockend, und die Röte auf Gesicht und Hals vertiefte sich.

»Ich meine ja nur – als er gestern Mittag hier war, war er so betrunken, dass er nicht mehr stehen konnte!«

»John ...« Sie sprach das englische J wie Tsch aus, es hörte sich beinahe sächsisch an.

»Ja, Ihr Tschohn war besoffen wie ein Stint!« Immer wenn die Detektivin sich aufregte, wurde sie ordinär. »Hoffentlich hat er Ihnen vorher Ihr Geld wiedergegeben. Nachher wird wohl nichts mehr davon übrig gewesen sein!«

»Ich finde ... ich finde, dass Sie nicht darüber sprechen sollten!«

»Immerhin, ich erinnere mich, dass Sie mich noch vor ein paar Wochen um Rat gefragt haben.«

»Vor ein paar Wochen ...«

»Ja, vor ein paar Wochen, als Sie herausgefunden hatten, dass die großartige Geschichte des Captain Sharp, die ihn so interessant und so melancholisch machte, dass man sogar seine ewigen Sauferien in einem anderen Licht sehen musste, als Sie herausgefunden hatten, dass diese herrliche, todtraurige Geschichte von Anfang bis Ende erlogen war – da haben Sie mich um Rat gefragt!«

»Aber inzwischen, inzwischen haben wir uns doch ausgesprochen ...«

»Ach nein. Und da hat er Ihnen gesagt, dass er die ganze Geschichte nur erfunden hat, weil er Sie so unsagbar liebt und weil er so schreckliche Angst gehabt hat, Sie zu verlieren, wenn er die Wahrheit gesagt hätte, stimmt's nicht?«

»Woher wissen Sie das?« Die großgeschwungenen Augenbrauen wölbten sich noch höher, und die roten Flecken im Gesicht und am Hals wurden fast lila wie Petunien. »Ich ... ach, Sie sind gemein«, sagte Edda

Bengtson, und sie lief einfach von ihrem Verkaufstisch weg nach der Toilette im Vorraum.

»Tja«, sagte die Detektivin, und dann ging sie eine Weile zwischen den Damenkleidern spazieren, wo gerade niemand war, der sehen konnte, wie sie immer wieder den Kopf schüttelte.

3. Kapitel

Elisabeth Brandt stand seit einer halben Stunde in einer Kabine der Damentoilette für Angestellte, und immer wieder stieg die Übelkeit wie ein brennendes Knäuel in ihrem Hals hoch. Sie hielt sich mit einer Hand an dem schwarzen Griff der Tür fest, und die Anstrengung, mit der sie jede neue Welle des Erbrechens bekämpfte, ließ die blauen Adern an ihrem dünnen weißen Arm wie Stricke hervortreten.

Draußen im Vorraum, wo die Waschbecken waren, sang jemand. »Bei mir biste scheen ...« Das musste Marlene sein, von der Abteilung für Damenkleider. Elisabeth biss die dünnen, jetzt leicht bläulichen Lippen aufeinander. Dieses dumme Gesinge, und ausgerechnet Marlene, die hatte es nötig ... Dann kam irgendwer mit großen hastigen Schritten und drehte einen Wasserhahn so weit auf, dass man hören konnte, wie die Tropfen in weitem Umkreis auf den Zementboden spritzten. »Edda, du Schwein«, schrie Marlene, »jetzt seh' ich aus wie gebadet!«

Elisabeth starrte die rissige Gipswand an. Sie spürte, wie eine neue Welle des Übelseins sie überfiel, dann sah sie für einen Augenblick nur noch gelbe Kreise, die wie irrsinnig vor einem schwarzen Hintergrund rotierten. Als es vorbei war, schob jemand ein Zigarettenetui unter der Tür hindurch.

»Have a smoke«, sagte Marlene. »Entweder wird's besser, oder du kannst richtig kotzen!«

Und dann, er hätte nicht sagen können, woher, plötzlich war wieder diese Melodie da ...

Der Blues ist wie ein Fahrschein ohne Rückfahrt, von deiner Liebe fort nach nirgendwo ...

Man kann nicht reden, dachte Karin, *man darf gar nichts sprechen jetzt*. Sie hielt den Hörer noch immer krampfhaft gegen ihr Ohr gepresst.

Ach, Sid, ich bin wie Glas, eine zerbrochene Fensterscheibe, die nur der Rahmen noch zusammenhält, und die schon ein Türaufgehen, ein einziges Wort zerklirren lässt.

Sie versuchte die Tränen hinunterzuschlucken, die ihr in der Kehle hockten. »Sid ...«, sagte sie noch einmal sehr leise, »hallo, Sid ...«

Sid lehnte an der Wand der Telefonzelle. Seine Augen sahen die Kritzeleien rings um ihn, die Telefonnummern und die witzig-sein-sollenden Andeutungen, die überall hingeschmiert waren, dazwischen Adressen und obszöne Zeichnungen.

Karin ... Er versuchte sich vorzustellen, wie sie herumging in dem Haus vor den beschneiten Tannenbäumen, aber alles war auf einmal fort, ausgelöscht und schwarz. Nur die Kritzeleien waren da an den Wänden, und die grässliche verbrauchte Luft der Zelle schien ihn zu ersticken. Er öffnete die Tür und stolperte wie blind durch die Halle in die Dunkelheit.

Drinnen in der Telefonzelle baumelte der schwarze Hörer an seiner Schnur zwischen dem Kasten und dem Fußboden.